

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Tirolische Miscellen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1874

I. Die Sprachgränzen in Tirol. 1844

I.

Die Sprachgränzen in Tirol.¹

1844.

(Die folgenden Aufsätze über die Sprachgränzen in Tirol erschienen in der zweiten Hälfte des Jahres 1844 in der *N. Allgem. Zeitung*. Sie sind der erste Versuch, die ethnologischen Erscheinungen dieses Alpenlandes zusammenhängend darzustellen. Auf dieser Grundlage entstanden später die Schriften: *Zur rhätischen Ethnologie* (1854) und *die Herbsttage in Tirol* (1867). In den Hauptsachen stehe ich noch immer auf demselben Stand, nur daß ich jetzt mit Felix Dahn im Elsaßland eine gothische Niederlassung annehme und die Deutschen im wälschen Gebirge den Longobarden zutheile.

Einzelne Stücke dieser Aufsätze sind früher in die *Drei Sommer in Tirol* aufgenommen und daher hier jetzt weggelassen worden. Eine längere Stelle ging auch in die Schrift: *Zur rhätischen Ethnologie* — über. Dieselbe findet sich hier gleichwohl wieder, weil jenes Büchlein nie recht aufgetommen und sein winziges Publicum jedenfalls ein ganz andres ist, als das dieser kleineren Schriften.

Uebrigens ist auch sonst alles entfernt worden, was den Leser unnötiger Weise aufhalten könnte, so daß derselbe, wie ich hoffe, über diese knappe Darstellung vieler wissenschaftlicher Dinge glücklich hinwegkommen und die daran verwendete Zeit nicht bereuen wird.)

1.

Das Land Tirol theilt sich bekanntlich, was Nationalität und Sprache betrifft, in zwei Hälften und heißt die eine Deutsch-, die andere Wälschtirol. Die Fragen über die

jetzige Sprachgränze beginnen daher erst dort, wo diese beiden Hälften sich berühren, also in Südtirol, im Flußgebiet der Etsch.

Ziehen wir nun an diesem Strom das Winschgau hinunter, lassen wir Meran und Schloß Tirol links liegen und legen wir noch ein paar Stunden zurück, so kommen wir in das lange Dorf Lana, viel besucht und bekannt, weil in seiner spitzthurmigen Kirche ein schöner gothischer Altar zu sehen ist. Das Dorf liegt an der wilden Falzauer, die aus dem deutschen Ultenthal hervorbricht, zwischen Weingärten und Obstbäumen, nicht weit von der breiten sumpfigen Etsch, und genießt einen sehr heißen Sommer. In seinem Rücken aber erhebt sich eine rauhe Bergkette, die von Deutsch-Metz heraufzieht an Tramin und Kaltern vorbei, dort in die rothe Mendel aufstarrt und dann immer höher emporsteigend bis an den Ortles reicht. Ueber diesen Bergen liegt Wälschland, der Nonsberg (Val di Non), und alle Wässer die von dem Grate südlich fließen, rinnen in den Noce, der bei Wälsch-Michael in die Etsch fällt.

Alein die Wasserscheide und der Grat des Höhenzuges sind nicht auch die Sprachgränze, wie auf Bernhardt's Karte angegeben, sondern wer da von Lana den steilen Bergweg aufwärts gestiegen ist, und von der Höhe des Gampens, wo er in die sonnige dörfereiche Hochebene des Nonsberges hinabschaut, wieder thalwärts geht, der findet auch auf der wälschen Seite noch deutsche Dörfer. Sie liegen in zwei Gruppen an zwei Wildbächen: Unser liebe Frau im Walde und St. Felix an der Novella, Probeis und Laurein, Lavreng (Voregno) an der Pescara, alle zusammen von ungefähr 1800 Seelen bewohnt. Unser

liebe Frau im Walde (bei den Italienern Sennale), hoch oben an der Halbe des Gampens gelegen, weit zerstreut in stiller schattiger Gegend, war in alten Zeiten ein Pilgerspital und ist noch bis auf diesen Tag ein berühmter Wallfahrtsort für die Andächtigen beider Zungen. Unterhalb St. Felix fließt ein kleines Seitenbächlein in die Novella, und dieses bildet jetzt die Sprachgränze. Das erste Dörfchen auf wälischem Gebiet, welches Tret heißt, ist verlornen Boden, denn vor nicht gar langer Zeit sprach es noch deutsch und die Einwohner führen daher dort noch deutsche Geschlechtsnamen, als Larcher, Zangmeister u. dgl. Uebrigens sind die Deutschen dieser vier Gemeinden wackere Leute, und es zeigt sich in ihnen keine Spur von Ausländerei, vielmehr halten sie fest an ihrer Sprache und machen sich mit der der Nachbarn nicht viel zu schaffen, so daß die wenigsten das Italienische sprechen, obgleich sie zum Landgericht nach Fondo gehören. So bequem ihnen dieses liegt, so meinen doch die Bauern mit denen man allenfalls zu reden kommt, sie gingen lieber über den Gampen nach Lana, wo die Protokolle deutsch gemacht werden, als nach Pfundt (Fondo), wo alles wälisch.

Ferner will ihnen die Wirksamkeit der vielen Advocaten, die da unten sitzen, nicht recht behagen, denn diese ziehen die kleinsten Rechtshändel an sich und schreiben große Rechnungen dafür, während bei den deutschen Gerichten die meisten Streitigkeiten der Landleute in Güte verglichen werden.

Auch die Christen von St. Felix wollten's in unserer Zeit nicht mehr tragen, daß sie Amt und Predigt in der Pfarrkirche zu Fondo hören sollten, wo sie nichts verstehen,

und baten dringend mit Unser lieben Frau vereint zu werden. Dieß wurde zwar nicht gestattet, aber es ist ihnen erlaubt worden, den pfarrlichen Gottesdienst „im Walde“ zu besuchen und dort mit ihren Landsleuten zu beten.

Woher und wie diese deutsche Bevölkerung in den Nonsberg gekommen, ist bestritten. Die italienischen Gelehrten behaupten, es seien eingewanderte Bergknappen oder auch, die deutschen Spitalherrn hätten zum Dienst der Anstalt einen Haufen von Landsleuten heraufgeführt. Andre halten diese Deutschen im Nonsberg für einen Keil germanischen Stammes, der zur Zeit als der große Schuß deutscher Einwanderung über den Saufen an der Passer und an der Etsch herabkam, sich über den Gampen in den Nonsberg entrieb, dort aber, von der italienischen Bevölkerung aufgehalten, am Saum der Höhen festsaß. Mit Ausnahme dieser Hochländer ist übrigens jetzt im Nonsberg und hinab bis an den Gardasee keine Spur deutscher Bevölkerung mehr zu gewahren und das Gebirgsland zur Rechten der Etsch unterscheidet sich dadurch auffallend von den Berggebieten auf der linken Seite, die bekanntlich bis in die Gegend von Verona und Vicenza hinunter mit deutschen Niederlassungen durchsprengt sind.

Berfolgen wir nun auf der Karte den Lauf der Etsch, so finden wir uns alsbald in der langen Zunge, welche die deutsche Sprache, vom günstigen Fluß getragen, ins Gebiet der italienischen hineinstreckt. Die Karte irrt aber hier, wenn sie auf dem rechten Ufer auch Deutsch-Mez hereinzieht, denn die deutsche Sprache endet schon drei Stunden weiter oben, nämlich zu Margreit (Margrè), einem ansehnlichen Dorf mit trefflichem Weintwachs. Das

Dörfchen Curtinig (Cortina), das etwas unterhalb an der Etsch liegt, die oft verwüstend über die Dämme reißt und von Zeit zu Zeit das trübselige Nestchen mit weiten Lagunen umgibt, Curtinig wird von Leuten bewohnt, welche sämmtlich bilingues sind, ursprünglich zwar deutschen Stammes, aber so mit wälscher Einwanderung versezt, daß nur Kirche und Schule noch deutsch geblieben. Der nächste, eine Stunde entfernte Ort, Roverè della Luna, bei den Deutschen Eichholz, ist italienisch, aber auch erst seit Menschengedenken. Deutsch=Meß (Mezzo tedesco), den schönen stattlich gebauten Flecken, der am Roce liegt, gegenüber von Wälsch=Meß (Mezzo lombardo), sollte man wohl dem Namen nach unserer Sprache zugehörig denken, aber diese ist dort jetzt verklungen, wenn sie auch in einigen Familien noch bis ins letzte Jahrhundert fortlebte. In alten Zeiten, in den Tagen König Autharis' und der bojoarischen Theodelinde sind da wie für das Land so auch wohl für die Sprache die Gränzsteine gestanden, daher die Namen *Meta teutonica*, *Meta longobardica*.¹

Auf dem linken Etschufer liegt unter stolzen Burgtrümmern das große Dorf Salurn, das letzte wo deutsch gesprochen wird, hoffentlich für immerdar die äußerste Gränzveste germanischer Sprache an der Etsch, obgleich es

¹ Dies ist eine poetische, aber doch ganz unbegründete Hypothese, die im vorigen Jahrhundert zuerst von Roger Schraunhofer aufgestellt und dann von Hormayr in seinen zahlreichen Schriften mit Vorliebe wiederholt worden ist. — Die beiden Markungen bildeten in alten Zeiten eine Gemeinde, die sich dann einmal in zwei Hälften theilte, in eine deutsche und eine lombardische. Deswegen lauten die Namen in den ältern Urkunden *Medium teutonicum*, *Medium lombardum*.

vielleicht in nicht ferner Zeit nur noch als deutsche Enclave gelten wird.

Von Salurn aus steht uns nun die Wahl frei ob wir dem Saum des Sprachcontinents folgen wollen, der sich von da weg, so ziemlich mit den nördlichen Gränzbergen des Fleinsertthales zusammenfallend, gegen das Grödnertal hinaufzieht, oder ob wir den Inseln nachgehen, die südlich davon im wälschen Gebirg liegen, noch wie mancher andere Archipel in den weiten Meeren anzeigend, daß hier ehemals zusammenhängendes Sprachland gewesen. Es scheint angemessener, vorerst diese kleinen Eilande abzuthun, und wir ziehen also von Salurn hinunter nach Trient, dann gegen Osten in die Balsugana. Denselben Weg ist im Jahr 1833 Herr Custos A. Schmeller gewandert, um die angeblichen Cimbern in den sieben vicentinischen Gemeinden aufzusuchen, und seit der Zeit liegt über diesen deutschen Sporaden, über dem Gebiet der Slegheri sowohl als über dem ihrer Nachbarn im veronesischen Thal des Progno, ein helles Licht. Wir beschränken uns daher nur jene Nebenthäler zu berühren, die der gelehrte Reisende nicht unmittelbar in den Kreis seiner Untersuchung aufgenommen hat.

Wie allenthalben auf dem ganzen südlichen Saume des Gränzgebietes die Geschichte der einzelnen vorgeschobenen Niederlassungen dunkel und bestritten ist, so auch die der Deutschen in den östlichen Seitenthälern der Etsch. Schon drei oder vierhundert Jahre ehe das gelehrte Deutschland, zunächst durch Büsching, von seinen verschollenen Landsleuten wieder Kenntniß erhielt, hatte das weise Italien an diesen Bevölkerungen seinen Scharffinn geübt und mit

vieler Uebereinstimmung für sie alle die glorreiche cimbrische Abstammung in Anspruch genommen. Wenn auch Einzelne behaupten wollten, es seien dieselben Rhätier, Tiguriner, Gothen oder Hunnen, so gelangte doch jene Ansicht schon sehr frühe zu solchem Ansehen, daß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert selbst die lateinischen Stadtpoeten der schönen Vicenza keine Unehre einlegten, wenn sie den beneidenswerthen Namen aus der nächsten Nachbarschaft herüberzogen und den eigenen berühmten Geburtsort als „Cimbria“ anredeten. Nüchtern und ernsthaft aber, wie unsere Zeit ist, bezeigt sie wenig Scheu vor der Tradition, die in das zweite Jahrtausend bis an den alten Cajus Marius und die Cimbern Schlacht vor Verona hinausleitete, und so hat es denn seiner Zeit keinen Widerspruch erfahren, was Custos Schmeller als das Endergebiß seiner Forschung angab, nämlich: daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wie noch heutzutage die Deutschen von Salurn, auch die der südlichern italienischen Thäler und Berge in ununterbrochenem Zusammenhang und Verkehr mit dem großen deutschen Gesamtkörper müssen gestanden und wohl mitunter von daher frischen Zuwachs erhalten haben. Denn was die Sprache der sieben und dreizehn Communen u. s. w. Alterthümliches zeige, reiche keineswegs höher als in den Zustand der deutschen Gesamtsprache in diesem Zeitraum hinauf. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber seien diese Gemeinden durch vollendete Romanisirung der sie umgebenden Thäler von der deutschen Gesamtmasse abgeschnitten worden. Die Frage ob die heutigen Cimbern von den alten Cimbern, von Gothen, Longobarden, Alemannen oder Franken ab-

stammen, überläßt Schmeller beim Schweigen aller bestimmten historischen Aufzeichnungen dem Leser selbst zur Entscheidung. Graf B. Giovanelli in Trient hat im Jahr 1826 zu beweisen gesucht, daß sie Nachkömmlinge der Alemannen seien, welche Theodorich, der Ostgothe, in die Gränzen Italiens aufnahm.

Was Schmeller vermuthungsweise von frischem Zuwachs sagt, kommt einer andern und neuern italienischen Ansicht entgegen, welche die Cimbern, Gothen und Hunnen bei Seite setzt, und alle diese deutsch sprechenden Hochländer im spätern Mittelalter einzeln als berufene Lohnarbeiter, zunächst als Bergknappen hereinschleichen und sich allgemach vermehren läßt, oder — wie Frapporti in seiner Geschichte des Gebiets von Trient — darinnen Kriegersleute sieht, welche die deutschen Lehns Herren auf den dortigen Bergvesten und vor allem die Grafen von Tirol als Schirmvögte der Kirche zu Trident hier angesiedelt; diese Reifigen hätten dann mit Frau und Kind und Gefind, mit Marketenberinnen und Handwerksleuten im Laufe der Zeit Colonien gebildet, die sich nach ihrem eigenen Herkommen verwalteten und Sprache und Sitten von jenseits der Alpen beibehielten.¹

Wenn wir also von Trient auf die Höhe von Civezzano gelangen, so geht zur Linken ein kleines Nebenthal ein, aus welchem die Silla in die Fersina strömt. Der germanische Pilger, der da vorbeikommt, mag in den Runkel hinauf

¹ In neuester Zeit sind alle diese Ansichten wesentlich erschüttert worden, da es sich mit größter Wahrscheinlichkeit herausstellt, daß die sogenannten Cimbern und ihre Nachbarn longobardischer Abkunft sind. Siehe Herbsttage in Tirol S. 186 ff. und unten „das Deutlichkeit in Wälschland,“ I. und II.

einen wehmüthigen Blick versenden als über ein Feld, wo die deutschen Laute, die da einst erklangen, erstorben sind, obgleich an deutsches Wesen noch die eigenthümliche Art des Volkes erinnert; dieses Thal heißt Pinè (pinetum), deutsch Pineit. Die Bewohner nannten sich, so lange sie deutsch sprachen, selbstverständlich die Pineiter und heißen auch jetzt noch bei den Italienern nicht i Pinetani, sondern i Pinaitri. Da oben liegt Rizzolago, das zu seiner Zeit Kiezlach geheißen hat, noch umgeben von manchen deutschen Hof- und Flurnamen, deren Bedeutung die verwälschten Bewohner schon lange nicht mehr verstehen.

Weiter aufwärts, ehe wir in den Flecken Bergine (deutsch Bersen) einziehen, öffnet sich ein anderes Seitenthal, aus dem die besagte Fersina selbst in die herrliche Ebene von Bergine hervorrauscht. In diesem Thal wohnen die Mocheni, deutsche Bauern, denen die Italiener diesen Namen beilegen, weil sie immer das Wort machen im Munde führen und dasselbe nicht anders gebrauchen sollen, als die Engländer ihr to do, nämlich als Hülfszeitwort (ob es wahr ist, hat noch Niemand constatirt); sie selbst aber wollen die Benennung lieber nicht hören und sehen darin einen spottenden Spitznamen. Sie sitzen meist zur Linken des Baches, etwa 2000 Seelen, und ihre Dorfschaften heißen: Rovèda, Frassilongo, Fiorozzo (Floruz) und Palú (Palai); dazu kommt noch ein kleines Dörflein, das weiter ab, eine Stunde östlich von Bergine, auf dem Gebirg liegt, und sich Bignola nennt. Von diesen Mocheni ist viel Rühmliches zu melden, und wir wollen daher nicht so schnell an ihnen vorübergehen.

Zuerst mag Pater Beda Weber sprechen, dessen An-

gaben aber auch nicht immer verlässlich sind. Er sagt von ihnen: „Sie sind eines kernhaften Körperbaues, stink und rüstig, abgehärtet gegen die Beschwerden des Lebens, mit lebhafter Gesichtsbildung, blauen Augen, blonden Haaren geziert, als Menschen und Christen gewissenhaft, redlich, wordhäftig, Feinde jedes Zwistes, so daß kein Volk den Gerichten weniger zu schaffen gibt als sie.¹ Ueberall und in allen Dingen zeigen sie viel Verstand, Ruhe im Geschäft, Besonnenheit in der Rede und berechnete Nachgiebigkeit im Handeln.“

„Die Mocheni von Balu,“ sagt ein italienischer Bericht, „unterscheiden sich bedeutend von den andern Mocheni. Sie kleiden sich anders und führen italienische Geschlechtsnamen, während die der übrigen deutsch sind. Daraus will man eine spätere Zeit der Ankunft, etwa ums Jahr 1400, folgern. Sie wollen auch gar nicht Mocheni sein und stehen mit diesen in gespanntem Verkehr, während die Mocheni der andern Dörfer einander sehr geneigt sind, und fest zusammenhalten. Es gibt keinen herrschenden Dialekt, sondern jedes Dorf hat seinen eigenen.“

„Im Winter ziehen viele fort, gehen nach Deutschland

¹ Unter den deutschen Beamten in Orient, mit denen ich letzten Herbst (1873) über die Mocheni sprach, gelten sie aber geradezu als verschlagen und proceßsüchtig. So weit gehen oft die Auffassungen auseinander! Als ergötliches Seitenstück wäre etwa die verschiedene Charakterisirung der Alpbäder in den Drei Sommern in Tirol, zweite Auflage, I. S. 119, nachzulesen. Zu dieser vermag ich jetzt noch einen weitem Beitrag zu liefern. Ein Rechtsgelehrter der dortigen Gegend behauptete nämlich im letzten Herbst, die Alpbäder seien feige. — Ei, feige? versetzte ich, ja warum denn? Ja, weil sie keine Proceße führen, entgegenete er, sondern ihre Händel lieber gütlich ausmachen!

oder gar nach Ungarn und Siebenbürgen, und haufstren mit Bildern, Sensen, Gläsern und andern kleinen Waaren. Jetzt verlegen sich die meisten auf Viehzucht und Ackerbau; etliche aber geben sich noch mit dem Bergwesen ab. (Der Bergbau war überhaupt vor Zeiten hier in schwunghaftem Betrieb, und Spuren von Stollen und Schächten finden sich noch allenthalben, Beweis genug für manche, in diesen Zinsassen eine Colonie von Bergknappen zu sehen). Sie thun sich viel auf ihre montanistischen Kenntnisse zu gut, und vergeuden in unglücklichen Versuchen dieser Art oft ihr ganzes kleines Vermögen. Auch ist der Bergbau noch heutigen Tages ihr Lieblingsgespräch. Es ist ein allgemein verbreiteter Glaube, daß in der Nacht vor dem Fest St. Johann des Täufers die Bergschächten blühen, und es gibt noch viele, die in jenen Stunden diesem Blühen nachgehen — in jenen Stunden, wo die Alpenhirten die Sunntwend feiern, wo die silberne Schale auf der Reuter-Äm bei Reichenhall von gebiegenem Gold überfließt und im Fichtelgebirg am Döhsenkopf sich die von Kleinodien strotzende Halle öffnet.

„Da Kirche und Schule italienisch sind, so erhält sich das Deutsche zunächst nur, weil es den winterlichen Handelsunternehmungen förderlich ist. Die Gebete sprechen sie sämmtlich in italienischer Sprache, und wenn noch ein alter Bauer ein deutsches Vaterunser betet, so ist es in reinem Deutsch, wie er es etwa von einem ehemaligen deutschen Geistlichen, von seinem Vater oder Großvater gelernt hat, ohne Eigenthümlichkeit des Dialekts.“¹

¹ Das Neueste über die Mocheni ist ein Bericht aus dem Jahre 1869, den der Schulinspector Herr Prof. Anton Zingerle, ein Bruder des Ger-

Vier Stunden von Pergine an der Heerstraße der Balsugana liegt auf fruchtbarer Halde das große Pfarrdorf Roncegno, mit Zubehör 4100 Einwohner zählend, das rückwärts über den Berg Frauwort mit Palu und den andern Dörfern der Mocheni in Zusammenhang steht. In dieser Gemeinde, die zu deutsch Rundschein heißt, galt bis ins vorige Jahrhundert noch unsere Sprache, so daß der Pfarrer beständig einen deutschen Caplan zu halten genöthigt war, was jetzt überflüssig wäre. Die Rundscheiner sind nach Beda Weber, der sie noch für Deutsche ansieht, schön und groß gebaut, ausgezeichnet dadurch von ihren wälschen Nachbarn, und ein edler Stolz gibt sich in ihrem Benehmen kund.

Das gleiche Schicksal, wie in Roncegno, hat übrigens die deutsche Sprache auch im nachbarlichen Torcegno, welches früher mit deutschem Namen Durchschein hieß, erleiden müssen.

Im Thalgrund der Balsugana selbst, zumal in den großen stadtmäßigen Flecken Pergine, Levico, Borgo und Telve mag einst wohl die Hälfte der Einwohner deutsch gewesen sein. Im volkreichen Telve zum Beispiel, das eine halbe Stunde von Torcegno liegt, mußte in frühern Zeiten einer von den zwei Seelsorgern ein Deutscher sein, und eine Straße heißt dort jetzt noch die deutsche. Auch in Borgo war einst neben dem italienischen ein deutscher Pfarrer, der aber schon im sechzehnten Jahrhundert nicht mehr nöthig gewesen und daher verschwunden ist. In

manifien, über die Gemeinden Gareit (Frassilongo) und Gichleit (Roveda) und deren Schulen veröffentlicht hat. Siehe Drei Sommer in Tirol, zweite Auflage, III. S. 305, wo ein Auszug aus diesem Berichte mitgetheilt wird.

Bergine sind noch manche deutsche Haushaltungen, die aus älterer Zeit stammen mögen. Im Gottesacker daselbst sieht man die alte Kirche San Carlo, die deshalb merkwürdig ist, weil in derselben bis auf unsere Zeiten während der Fasten deutsche Predigten gehalten wurden für die zahlreichen deutschen Bewohner im Gebirge hinter Bergine.

Nachts von Bergine hinein, also auf der südlichen Seite des Hauptthales über den See von Caldonazzo (deutsch Volnatsch) hinauf ins Thal von Centa vorbringend finden wir am Fuße der Hohenleiten das Dorf Lavarone (Lafraun) und zwei Stunden weiter in der Pfarre von Bedemonte ein anderes, Luserna, ersteres 1300, letzteres 660 Einwohner zählend, welche deutsch sprechen und zwar einen Dialekt, der schon allgemach ins Deutsch der sieben Communen überschlägt und den deutschen Tirolern daher unverständlicher wird. In Lavarone haben übrigens nur die mindern Leute ihre angestammte Mundart beibehalten, die wohlhabenden und gebildeten sind schon lange Italiener geworden. In beiden Dörfern ist die Zahl der Geschlechtnamen sehr beschränkt, und man will daher wahrscheinlich finden, daß sich ursprünglich nur wenige Familien da niedergelassen haben. In Lavarone sind fast lauter Bertoldi, in Luserna schreibt sich fast alles Nicolussi.¹

Von dem besagten Dorfe Lavarone am Fuße der Hohenleiten kann man in wenigen Stunden wieder an die Etsch herüberkommen und zwar durch die Folgaria, Folgarida, zu deutsch Füllgreit, eine schöne Alpenlandschaft mit gesunder Luft und trefflichem Wasser, die vor Zeiten

¹ Ueber diese Dörfer und die Folgaria ist ausführlicher gehandelt: Drei Sommer in Tirol, zweite Auflage, III. S. 288.

ganz deutsch gewesen und auch jetzt noch manche alte Leute zählt, die in der angestammten Sprache reden können.

Auch hinter Roveredo in Trembelleno, Terragnolo und Val Urfa am Leno soll die deutsche Sprache noch auf einzelnen abgelegenen Höfen fortleben, doch ist darüber nichts Näheres bekannt.

Werfen wir nun einen Blick auf das gesammte Deutschthum in den Bergen südlich von Salurn, so gewahren wir, daß es da wie dort in schneller Abnahme, daß wahrscheinlich unsere Zeit bestimmt ist, die letzten germanischen Laute im italienischen Gebirge verklingen zu hören. Was die sieben und dreizehn Gemeinden auf den venedischen Alpen betrifft, so war ihr Volksthum unter den Flügeln des Löwen von Venedig so geehrt, daß ihre Beamten und ihre Geistlichen des Simbrischen kundig sein mußten, weßwegen denn auch letztere bis ins sechzehnte Jahrhundert fast ausschließlich aus Deutschland, zum Theil aus weiten Fernen, aus den Bisthümern Breslau, Trier, Meissen zc. herbeigerufen wurden. Jetzt ist das anders, und es bildet freilich einen seltsamen Contrast, daß die deutsche Sprache, die dort das italienische Venedig schützte, unter dem deutschen Oesterreich ausstirbt. Den italienischen Herren, die zu Verona und Vicenza in den Kanzleien sitzen, ist allerdings nicht zuzumuthen, daß sie sich darüber erbarmen sollten. Aber daß auch die Deutschen von Palai, von Füllgreit, von Lafraun und Luserna, diese auf tirolischem Boden gelegenen Bergbewohner der administrativen Bequemlichkeit zu liebe sich zu verwältschen verurtheilt sind, daß auch über ihnen „die Korne waltet wie über andern deutschen Mundarten, die gewagt haben, nach

Wälschland hinunter zu steigen," dieß ist etwas auffallend und für den „Tedescomanen" fast schmerzlich. Wenn man die Sprachkämpfe betrachtet, die auf andern Marken des deutschen Vaterlandes, in Belgien, in Schlestwig, geschlagen werden, wenn man mit Freuden gewahrt, wie dort begeisterte Vorkämpfer aufstehen, den schlummernden Volksgeist wecken und aller Entdeutschung männlich wehren, so darf man sich anderseits wohl verwundern, wie auf dem südlichen Rande in einer Zeit, deren Losungswort die Nationalität geworden ist, mehrere Tausende von Deutschen ohne Sang und Klang, unbeachtet und vergessen zu Italienern werden, in einem Lande, das zu Deutschland gehört, zum größten Theile von Deutschen bewohnt wird, und daher gewiß der deutschen Pfarrer und Schullehrer genug aufbieten könnte, um die Wankenden zu halten und dem einreißenden Abfall zu steuern, so daß wenigstens nicht mehr der Beichtstuhl zu Hilfe genommen würde, um, wie Schmeller von Terragnolern gehört hat, durch Verweigerung der Absolution zum Gebrauch einer fremden Sprache zu zwingen. Jetzt wäre bei der hohen Sittsamkeit, die den deutschtirolischen Clerus auszeichnet, wohl auch nicht mehr zu fürchten, daß die Pfarrkinder, wie im Jahr 1456 die Cimbern von Cnego, den Bischof bitten müßten, ihnen italienische Geistliche zu geben, *poichè li Tedeschi tengono delle donne e menano la loro vita sull' osterie*. Bald wird der Pilger, der hier nach den Deutschen fragt, auf die Friedhöfe gewiesen werden, wo wälsche Leichensteine die letzten deutschen Todten decken.¹

¹ Dieser Absatz, welcher also schon im Jahre 1844 geschrieben wurde, ist glücklicher Weise antiquirt, doch wollte ich ihn nicht streichen, einmal

Wir verlassen jetzt den schwankenden Boden dieser Sprachelände, um uns wieder nach Salurn auf den festen Continent zurückzuziehen. Von da aus fällt die Gränze bis zum Schlernkofel und zur Seißeralpe hinauf mit der Wasserscheide zusammen, von welcher einerseits die Bergbäche in den Avisio, andererseits in die Etzsch und den Eisack rinnen. Das ganze Fleimsertal ist also wie auf der Karte richtig angegeben, italienisch, nur eine einzige Gemeinde, Anterivo, zu deutsch Altrei, zwei Stunden unterhalb Cavalese gelegen und übers Gebirg in nahem Zusammenhang mit dem deutschen Dorfe Truden (Trodena) ist hier noch als dem deutschen Sprachgebiet zugehörig zu erwähnen. Wälschen Ofen aber, oder wie nach dem urkundlichen Namen *Colonia Nova italiana* richtiger zu schreiben ist, Wälsch-Novon (800 Einwohner), darf dem Namen

weil er der erste Noth- und Hilfschrei war, der in dieser Sache vor dem deutschen Publikum erscholl, dann auch, weil die tröstliche Bemerkung daran zu knüpfen ist, daß jetzt die Regierung diesen Spracheländen die verdiente Beachtung zugewendet, allenthalben deutsche Schulen eingerichtet und deutsche Lehrer angestellt hat. Ebenso ist die rühmliche Thätigkeit des Innsbrucker Vereins und des Landes Schulinspektors Chr. Schneller mit größter Anerkennung hervorzuheben.

Die Zahl der in den Spracheländen zerstreuten Deutschen betrug übrigens vor zehn Jahren

in San Sebastiano	900
in Luferna	660
im Thal der Mocheni	1990
im Ronsberg	1790

5340.

In der Volkszählung von 1869 zeigen sich die Ziffern etwas, doch nicht wesentlich gestiegen.

zu lieb nicht den Wälschen zugetheilt werden, ebensowenig als Deutsch-Meß aus gleichem Grunde den Deutschen, sondern es ist heutzutage völlig germanisirt, wenn auch die Einwanderer, welche die neue Colonie gründeten, dem Namen nach aus Wälschland gekommen sein müssen. ¹

Wenn man von Wälsch-Roven nordwärts geht, die Fleimserberge immer zur rechten Hand, so gelangt man, nachdem einige kleine Nebenthäler durchschnitten worden, auf die Seißer Alpe, die liebliche Alm, welche eine schöne wellenförmige Fläche von zehn Stunden im Umfang ist, überall mit Schwaigen und Sennhütten bedeckt, hin und wieder durch Laubwald und Fichtenhaine unterbrochen, steil abfallend gegen die Hochebenen von Naxes und Castelrutt und Gröden. Gegen Süden und Westen wohnen deutsche Bauern zu ihren Füßen, gegen Norden aber die Schnigler von Gardena. Diese und ihre Nachbarn überm Joch, die Enneberger, reden eine Sprache, die mit Ladinisch und Romansch in Graubünden die innigste Verwandtschaft zeigt. ²

Defsilich vom Enneberger Thal liegt die Sprachgränze im wilden Dolomitgebirg. Dort stehen, auf den Hochalpen

¹ Hier oben auf den Höhen von Wälsch- und Deutsch-Roven wohnt auch eine zur Zeit noch sehr wenig bekannte Völkerschaft, die Reggel. Sie gelten bald als Hessen, bald als Sachsen, die mit den Longobarden nach Italien gezogen seien. Die ausführlichste Schilderung derselben hat bisher Prof. Gredler in seiner „Excursion auf Joch Grimm, Innsbruck 1867“ gegeben, sie klingt aber nicht sehr vortheilhaft. Uebrigens sagt er, Körperwuchs, Tracht, Sitte und Character sei bei ihnen völlig fremdländisch; auch hätten sie einen ganz eigenthümlichen Geruch, der sprichwörtlich geworden.

² Auf Gröden und Enneberg wollen wir hier nicht näher eingehen, da die Drei Sommer in Tirol ausführlich von diesen Thälern handeln.

zerstreut, niedlich gebaute und mit heizbaren Zimmerchen versehene Sennhütten in dörflichen Haufen beisammen, unsichtbar für alle die im Thal hinabwandern, freundliche Ueberraschung für den, der an den kahlen Wänden hinaufgestiegen ist und da bei altherkömmlicher Gastfreundschaft Obdach und Erquickung findet. Sie sind nur im Sommer von den Ennebergern besetzt, im Winter begräbt sie tiefer Schnee. An seinem Rand herum senkt sich dieser Gebirgsstoß in schmale Thälchen ein, die, zum Theil auch nur in der schönen Jahreszeit bewohnt, doch ihrem Namen nach eine Einreihung zulassen, welche dann z. B. Geiselsberg, Grünwald, Außer- und Innerprags dem deutschen, die südlicheren Thäler dem italienischen Gebiet zuweisen wird. Die Sprachgränze schneidet die neue Prachtstraße über Ampezzo nach Venedig etwas nördlich vom Schloß Peutelsstein (Podestagno) beim Wirthshaus Ospedale (deutsch: Gasthaus). Auf dem kurzen Raum, der von da noch bis an die Landmarken von Kärnthén übrig bleibt, fällt die Sprachgränze mit der tirolischen Landesgränze zusammen.

Nummehr aber, nachdem die Marken abgegangen, müssen wir den Leser noch auf verlorne und gefährdete Besitzthümer innerhalb des Gebietes aufmerksam machen. Er erinnert sich, daß im Etschthal Salurn als der letzte deutsche Ort, als das äußerste Spitzchen der Zunge, die der deutsche Sprachcontinent in die Länder der Wälfchen hineinstreckt, bezeichnet worden ist, aber Salurn wird, wie gesagt, vielleicht bald schon mehr als Enclave, denn als Ende einer stetigen Fortsetzung zu betrachten sein. Es ist nämlich leider wahrzunehmen, daß in unsern Zeiten das Etschthal von Meran abwärts sich den Deutschen nicht mehr

zuträglich zeigt, und daß sich das germanische Element aus diesem Striche mehr und mehr verflüchtigt. Es werden dafür mehrere Ursachen angegeben und darunter am meisten die Beschaffenheit des Klima's hervorgehoben. Die Etsch fließt nämlich von Meran bis gegen Trient in unregelmäßigem Rinnsal weit auseinander, überschwemmt bei Hochwasser die niederen Gestade und läßt das Wasser dann im Grase sitzen. So bilden sich stundenlange Sumpfgelände, und wenn im Sommer die heiße Sonne von Südtirol hineinscheint, so kocht sie pestilenzialische Dünste aus, welche Wechselfieber und andere Krankheiten in Menge erzeugen, so daß in der warmen Jahreszeit alle wohlhabenden Leute ins Gebirge flüchten und nur das arbeitende Volk zurückbleibt. Solchen Anfechtungen nun sollen die Wälschen bei weitem besser gewachsen sein als die Deutschen, da sie „dem Klima einfache Kost, Schonung der Kräfte durch sittliche Zucht, Wasser mit einigen Tropfen Branntwein gesprengt als Specialmittel gegen das Fieber und stets fröhlichen Sinn, laut im Gespräch“ entgegenstellen. An anderen Orten, wie z. B. in Terlan, wo der Ausbund der Tiroler Weine wächst, in dem man den im Alterthum so beliebten thätischen wieder erkennen will, denselben, welchen Augustus trank und Virgil besang — in Terlan sind die Weinböden ihres edlen Ertrags wegen fast alle in den Händen reicher Abwesender, so daß die selbständigen deutschen Weinbauern längst abhanden gekommen und die Einwohner fast nur ärmliche Lohnarbeiter sind, wozu sich denn auch die Italiener wieder besser schicken, da sie sich, an mäßigeren Bedürfnisse gewöhnt als der Deutsche, auch mit geringerem Verdienste zufrieden geben. Geht es nun

einem solchen Betriebsamen einigermaßen nach Wunsch, so kauft er sich als Kleinhäusler an und erzeugt mit wälscher Ehehälfte wälsche Nachkommenschaft, die sich nicht mehr zu germanisiren braucht, da die Nachbarn auch schon größtentheils Wälsche sind. Ein anderer Einfuhrweg für italienisches Wesen ist der schwunghafte Holzhandel, der jetzt auf der Etsch betrieben wird, und der gänzlich in den Händen der Romanen liegt. Hiezu ist eine beträchtliche Menge von Floßknechten und Holzarbeitern erforderlich, und diese kommen alle von unten herauf und setzen sich da oben fest. Ferner kann man dazu rechnen, daß der Weinbau im Etschland, seit der bayerische Zoll besteht, an Einträglichkeit sehr merklich verloren, daß der Weinbauer, von langer guter Zeit her an reichliches Leben gewöhnt, schwer zu haufen hat, und an manchen Orten kaum mehr fortkommt. Daher viele Schuldentwesen vor den Gerichten und folgende Versteigerungen zu niedern Preisen, bei welchen dann der kümmerlich lebende Wälsche gern als Käufer auftritt, da er noch immer sich fortbringt wo der Deutsche längst zu Grunde gegangen. So kommt es denn, daß in Auer, in Branzoll, in Leifers, in Wilpian und Gargazon die deutsche Sprache immer mehr an Boden verliert, daß schon in Burgstall, welches kaum zwei Stunden vor den Thoren Merans liegt, mehrere wälsche Haushaltungen sich finden, und daß in Pfatten (Badena), gegenüber von Branzoll, fast drei deutsche Meilen noch oberhalb der Sprachmark bei Salurn gelegen, unter 370 Seelen die deutsche Sprache kaum mehr gehört wird. Diese Pfattener sind auch schon vor mehreren Jahren bereitwilligst mit italienischer Seelsorge und Schule versehen worden, wäh-

rend man im Trienterkreise ängstlich Acht gibt, daß ja kein Deutscher auf dem Scheidewege in seine angeborene Nationalität zurückfalle.

Die deutsche Sprachart, welche die nächste Generation herausgibt, wird also wahrscheinlich alles mit der wälschen Farbe bemalen dürfen, was von Meran und von Bozen an auf dem linken Etschufer gegen Italien hin liegt.¹ Die italienische Ungezwungenheit des äußerlichen Lebens ist auch für die deutsche Nachbarschaft nicht ohne Reiz. Die Meraner Bauern und die Basseirer, stolz und stattlich, prangen zwar noch in ihrem bunten Thalgetwand und halten es sauber, reingelehrt und gutgenäht an allen Enden, aber abwärts von da macht sich auch schon der Deutsche nicht viel mehr daraus, so zerlumpt und schmutzig einherzugehen, wie der wälsche Nachbar. Und zerbrochene Fenster, windschiefe, schlußlose Thüren und zerbröckeltes Mauerwerk, nach hesperischer Art, das alles reicht schon namhaft ins deutsche Gebiet herüber, um die Nähe des seligen Italiens zu verkündigen.

2.

Wir wollen nunmehr auch einiges darüber sagen, wie sich die germanischen Stämme selbst in diesem Alpenland eingetheilt.

Hier ist nun vor Allem anzumerken, daß nicht das gesammte Deutschtirol vom bojarischen Stamme einge-

¹ So gefährlich ist die Sache noch nicht, wie wir unten im Capitel: „Das Deuththum in Wälschland.“ II. näher erörtern werden. Auch in der Gegend von Meran soll sich die Zahl der Italiener in neuerer Zeit wieder merklich vermindern.

nommen, sondern daß im ganzen Oberinntal Sueben sitzen und annoch schwäbisch gesprochen wird.

Dieser schwäbische Dialekt in Tirol steht sicherlich in Zusammenhang mit einer Erscheinung, die auf bayerischem Gebiet entgegentritt. Wie nämlich gleich oberhalb der alten Augusta die schwäbische Mundart über den Lech und schnell eine halbe Tagreise weit ins Bayerland hereinspringt, dann aber bei Fürstenseldbruck mit scharfer Gränze an die Amper stößt, auf dem westlichen Ufer des Ammersees hinläuft und über den Peißenberg ins Amperthal und an die Loisach zieht, so setzt sich dieses überlethische Schwabenthum auch auf tirolischem Boden fort. Im grünen Thal der Leutasch, das sich um die starren Wände des Wettersteins herumwindet und bei Mittenwald ins Thal der Isar ausgeht, sprechen die Bauersleute ein sehr ausgeprägtes Schwäbisch, und ebenso thun der Ehrwald und die Dörfer am Fern. Im Inntal selbst gilt das Schwäbische bis in die Gegend von Telfs herab, wenn auch nicht ganz frei von nachbarlicher Färbung, doch so bestimmt erkennbar, daß man die Gränze kaum weiter hinauf wird setzen dürfen. Von Landeck aus aber nimmt diese Mundart sogar einen neuen Anlauf und zieht am Inn hinauf über Finstermünz an die Quellen der Etzsch und bis an die Haide von Mals, wo die letzten Schwaben wohnen, die von den Binschgauern die G'höter genannt werden, weil sie statt g'habt oder g'habt ihr schwäbisches g'hött verwenden. Was das Historische dieser schwäbischen Vortwacht innerhalb der Gränzen betrifft, die man als die natürlichen der bayerischen Mundart betrachten möchte, so ist es überraschend, daß sie zwischen Lech und Amper mit dem alten Mod der alemannischen Welfen auf

dem Lechrain zusammenfällt, und auf ein nationales Band zwischen Gebietern und Insassen schließen läßt. Dieselbe Strömung aber, welche die Schwaben an die Amper führte, mag sie auch südwärts an die Leutasch und über den Fern und von da auch ins obere Innthal und gegen den Ortles hinauf getrieben haben, wenigstens ist es viel wahrscheinlicher, daß diese schwäbischen Vorlande auf bequemeren Wegen vom Lechrain herein besetzt worden sind, als über den damals fast ungangbaren Arlberg.

Nun wollen wir aber auch mit einigen Worten jener Leute gedenken, die vor den Deutschen in den Alpen gehaust. Man gibt wohl allgemein zu, daß zur römischen Zeit das ganze alpinische Rhätien ebenso latinisirt worden sei, wie Hispanien und Gallien. Sind nun aber die Deutschen — Bojoaren oder Sueben — zu ihrer Zeit in solcher Zahl und Macht hereingebrochen, daß sie der romanischen Sprache plötzlich ein ewiges Stillschweigen auflegen, die Romanen aus allen Thälern, aus allen Alpendörfern und Berghöfen vertreiben konnten, oder mit andern Worten: ist das Land gleich von jener Zeit an so deutsch gewesen wie jetzt? Wenn vor fünf oder sechs Menschenaltern das Romanische im Binschgau noch bis Schlanders herabging, konnte es ein paar Jahrhunderte früher nicht noch weiter herunter reichen, und wenn auch die Grödnert Sprache jetzt nicht mehr ihr ganzes Thal ausfüllt, ist's nicht denkbar, daß sie etwa vor einem halben Jahrtausend auch an den Ufern des Eisacks herrschte? Sollte nicht eine Zeit gewesen sein, wo wenigstens jenseits des Brenners die Sprache der Mehrzahl romanisch und nur die der minderzähligen Eroberer deutsch war? Dieß sind Fragen, welche gegenwärtig innerhalb der

Alpen mit großem Eifer besprochen und bestritten werden. Eigentlich sind es die Wälschen, welche den Kampf eröffnet, denn die Deutschen hatten wenig Antrieb dazu, da sie die Seligkeit des Besitzes seit langen Jahren ungekrübt genossen. Nun aber legten die Italiener jählings ihre Hand auf das Land an der Etsch und dem Eisack, das die andern durch den gerechten Titel des Schwertes erworben und durch unvordenkliche Verjährung eressen zu haben glaubten, und sprachen von unverjährbarem Eigenthum der großen italienischen Nation. Damit war der Krieg erklärt, der vielleicht noch lange lodern wird.

Das italienische Manifest ist ein stattlich gedrucktes Buch Giuseppe Frapporti's, des Trientiners, das den Titel führt: *Della storia e della condizione del Trentino nell' antico e nel medio evo* und 1840 in Trient ans Licht kam. Es ist ein Buch, das in mehr als einer Rücksicht anzieht, einmal durch die schöne Gewalt seiner Sprache, dann als ein frisches Zeichen wissenschaftlicher Regsamkeit in dem Gebiet, das einst der gelehrte Tartarotti so ruhmreich erhellt hat, und endlich durch eine Formulirung der neuen Ansprüche, die man nicht gedrungener wünschen kann, und die beim ersten Anblick überraschen muß. Die Gründlichkeit des Forschers setzt weniger in Erstaunen; es kommen da vielmehr manche Dinge vor, die man, gelinde gesagt, absonderlich finden möchte; nichts desto weniger ist es vielleicht der Mühe werth, hier einen kurzen Inbegriff seiner Ansichten und Meinungen zu geben, mindestens so weit sie unsere Streitfrage berühren.

Giuseppe Frapporti also ist ein Trientiner und liebt seine Vaterstadt mit all der innigen Anhänglichkeit, welche

die Italiener ihren Vaterstädten widmen. Daran thut er auch gewiß kein Unrecht, denn Trient war wirklich zu allen Stunden eine gute und rühmliche Stadt, in der großen römischen Zeit eine Colonie der Weltbeherrscherin, ein uralter Bischofsitz, angeblich von Hermagoras und Jovinus, des Evangelisten Marcus Schülern, gestiftet, mancher heiligen Martyrer Ruhesstätte, Residenz longobardischer Herzoge, im Mittelalter mit vielen ehrsamten Freiheiten ausgezeichnet, oft betreten von Kaisern und Päpsten, im sechzehnten Jahrhundert berühmt durch den großen Kirchenrath, jetzt noch im Hochgefühl seines zweitausendjährigen Daseins reinlich, schön und mit manchen prächtigen Gebäuden geschmückt, nicht ohne große Lichter in Kirche, Staat und Wissenschaft, und endlich auch, was mehr als einmal erwähnt wird, mit der Gabe des dritten Dialekts in Italien ausgestattet, und mit Bürgern bevölkert, die an Gestalt und Physiognomie unter allen italienischen Völkern das ruhm- und ehrenreiche Prädicat *italianissimi* verdienen. Der alte Glanz weise aber auf alte Bedeutsamkeit. Schon der helle Klang des Namens *Tridentum* lege es offen dar, daß er eine hochansehnliche Stadt bezeichne, nicht etwa nach der verächtlichen Ansicht *Stofella's*, die schon Graf *Giovanelli* widerlegt, ein unbedeutendes, von der alten *Brigia* (*Brescia*) abhängiges Dertchen, das überdieß erst unter *Augustus* entstanden sei, sondern eine Gründung der *nazione madre*, des uritalischen Volkes, aus dem später wieder die Römer hervorgingen, die dann die tridentischen Brüder auch mit dem Reich vereinigten. Eine uritalische Stadt ist also *Trident*, nicht, wie die Alten irrthümlich behaupten, eine Stadt der Rhätier, die der Wahrheit nach

eine ganz andere Nation waren als eine italische, nämlich die Alphen der nachher sogenannten Alemannen (i Reti erano veramente tutt' altra nazione che itala, nazione progenitrice dei dappoi conosciuti Alemanni). Als solche Stadt mußte aber Trient auch sein Gebiet haben, und das Gebiet mußte um so ansehnlicher sein, je bedeutender die Stadt selber war. Die Gränzen dieses Gebiets nun hat Mutter Natur mit eigenen Händen gezeichnet, und sie sind gegen Süden die Klause von Verona, gegen Norden aber die beschneiten Zinnen der Centralalpen oder der Brennerpaß und die Ferner im Zillerthal und Deßthal. „Denn im ganzen weiten Gelände,“ sagt der Geschichtschreiber, „von den Wurzeln der Berge, die da aufsteigen über Verona bis auf den Grat der Alpen, che l'Italia serra sopra Tiralli, haben die Römer keinen Ort gekannt, älter und ansehnlicher als Trident. Davon nannten sie die umliegenden Alpen, und Trident war eine Stadt, groß und herrlich, Jahrhunderte vorher, ehe man die Namen der kleinen Orte hörte, die in seinem Gebiete liegen. All dieß Land, in dessen Mitte die alte Metropolis sitzt, ist durch den hohen Wall der Alpen getrennt von Deutschland, und durch eine andere Bergkette abgetrennt von den benachbarten Gauen Italiens. Die Natur, die seine Marken setzte, bewahrt sie unverrückbar trotz aller politischen Theilungen und Zerreißen, deren Ziel es gewesen. Und welcher Ort, der im besagten Umkreise liegt, wird Trident sein Recht streitig zu machen wagen, das Recht, nach seinem Namen das ganze Land zu benennen, das sich zwischen den innern Alpen und den Veroneser Bergen ausstreckt?“

In Frapporti's Buch haben wir also zum erstenmale die neue, aber völlig ausgebildete Lehre von einem Tridentinum oder, wie es bequemer heißt, Trentino, von einem bisher unbekanntem Lande zwischen Verona und dem Brenner, das einmal zu Italien gehörte, oder vielmehr noch dazu gehört, aber jetzt in den Händen der Barbaren ist. Diese Lehre in ihrer geschichtlichen Wichtigkeit führt Giuseppe Frapporti mit Fleiß, mit Wehmuth, mit Stolz, oft sogar mit einem Anflug von Fanatismus durch. Mit Fleiß, sagen wir, führt Giuseppe seine Ansicht durch, denn er entwirft von seiner Schöpfung mehrere Karten nach verschiedenen Zeiträumen, in denen ganz richtig die Schneide der Oetzthaler und der Zillerthaler Ferner als die Gränze des Trentino angegeben ist. So erscheint der Historiker zugleich als literarischer Markgraf des idealen italischen Reichs, der vorderhand einmal seine Pflichten, seinen Am-bacht uns zeigen und, unbekümmert um die partes infidelium, das ihm anvertraute Gebiet in seiner wahren und legitimen Ansicht (sotto il suo vero e leggitimo aspetto) vor Augen haben will. Gar zu große Genauigkeit darf man hier wegen Entlegenheit der Zeiten nicht verlangen, aber auffallend ist es unter anderm doch, daß man das alte Bermania, jetzt bekanntlich das Städtchen Wangen im Allgäu, hier etliche fünfzig Stunden südlicher auf das Dorf Wangen im Sarnthal verlegt sieht, auch etwa, daß der Berg Finisterre, den wir uns sonst an den Küsten des Oceans denken, in die Gegend von Martinsbruck gestellt wird, gerade dahin, wo uns andere Karten Finstermünz verzeichnen. Mit Fleiß geht Frapporti auch an die Prüfung der großen Karte von Italien, die im Jahr 1834

ein Herr Stucchi in Mailand herausgegeben hat, „um den italischen Völkern das schöne Land, ihr Erbtheil, vor Augen zu stellen.“ Er weist da einige Irrthümer nach, in die der Verfasser bei Bezeichnung trentinischer Ortsnamen wegen Mangels der richtigen Quelle verfallen, und welche die Trentiner in der zweiten Ausgabe verbessert zu sehen wünschen, so nämlich, daß künftig z. B. für Gebatschferner Vedretta del Gibaccio,¹ für Glurns Glorenza, für Mauls Mulio, für Schlanders Selandria, endlich auch, was fast zu viel verlangt scheint, für Bruneden Brunopoli, und für Mühlbach Milbacco geschrieben werde. Mit Wehmuth aber klagt Giuseppe Frapporti über die schiefen Ansichten des Plinius und anderer Alten, sowie der Schriftsteller des Mittelalters, die ihrer Unwissenheit wegen nie zur klaren Ansicht der natürlichen Gränzen Italiens gelangen konnten, während sie doch der größte Italiener dieses Jahrhunderts und wohl aller die da kommen werden (Napoleon I.) so leicht heraus gefunden. Doch seien sie bei den Alten wenigstens so kennbar angedeutet, daß sich jene ihrer Enkel schämen sollten, welche in Betreff ihres Vaterlandes, das Plinius heilig genannt, unwissend und blöde genug seien, zu wähnen, daß es gegen Norden nicht über die Klause von Verona oder über ähnliche willkürliche und schwankende Gränzen hinaufreiche, denn die praktischen Römer hätten doch wohl bald bemerken müssen, daß die italische Erde da beginne, wo die Ströme entspringen, die durch sie hinunterfließen, und ebenso sei der Schluß nicht fern gelegen, daß die Wasser, die sich in

¹ Diese Umschreibung wäre aber sprachlich unrichtig, denn Gebatsch ist nichts anderes, als das italienische *campaccio*.

italische Flüsse und Meere ergießen, auch italienische Thalgelände bilden.

Aber auch viel Stolz spricht aus dem Buche, viel Stolz und italienisch Hochgefühl, zumal, wenn es von den Barbaren handelt. Es ist eine bekannte Sache, daß südwärts von Bozen unser ganzes arminisches Heldenalter sammt allen seinen Fortsetzungen einer hohen Achtung zu keiner Zeit genossen hat, außer allenfalls bei etlichen panegiristi dei barbari, deren Frapporti strafend erwähnt, und so läßt sich auch unser Forscher weder durch des gefeierten Montesquieu gute Meinung von den Tugenden der germanischen Wälder bestechen, noch durch die von den Deutschen gehegte Ansicht, daß aus den verkommenen Romanen in Italien überhaupt nie etwas mehr geworden wäre, wenn sich nicht Gothen und Longobarden herabgelassen hätten, sich mit ihnen zu vermischen und so ihr „blaues“ Geblüt in diese schwarzen Adern zu leiten. „Barbari“ heißt es da in hartnäckiger Wiederholung und, wie es scheint, sind nicht überall unsere ungeschliffenen Altvordern in Anspruch genommen, sondern manches Gemälde barbarischen Thuns, Wollens und Treibens ist gerade so gezeichnet, daß wir, die mit so hohen Aufgaben betraute, durch Wissenschaft und Kunst vor andern hervorleuchtende Nation, selbst damit gemeint sein könnten; ja, manchmal wird dabei die Vergangenheit mit der Gegenwart so künstlich vermischt und unser ungehobeltes Wesen mit so vollsaftigem Pinsel gemalt, daß der deutsche Leser unwillkürlich an den Schlafrock greift, ob nicht die Zotteln der pheruskischen Bärenhaut noch verrätherisch daran hängen. Es wird zwar theoretisch nicht geläugnet, daß sich Barbarei

mit der Größe vertrage, aber in der Pragis werden sehr wenige Beispiele zugelassen, „fintemal der Geist der Barbaren am Ende doch kein anderer ist als der Geist des Hasses und der Zerstörung.“ Theodorich, der Gothenkönig, der Vogt von Verne, der Held der deutschen Heldenlieder, von dem zu Aventins Zeiten noch die bayerischen Bauern sangen, er heißt der abgefeimteste der Usurpatoren (*scaltrissimo degli usurpatori*), zugleich auch Tyrann, und wenn dann doch später die hohen Tugenden etlicher deutscher Kirchenfürsten zu Trient gerühmt werden, während Italien in der gezeichneten Epoche hieher wenig Gelungenes geliefert zu haben scheint, so schließt die Anerkennung des Ehrenmannes doch gern mit den alles wieder aufhebenden Worten: *ma non fù italiano!* Er war aber doch kein Italiener!

Von den Deutschen, auch von den tirolischen Nachbarn (*i nostri vicini, i Tirolesi*) will man überhaupt nichts annehmen, weder Männer mit Tugenden, noch die Tugenden allein; man wünscht nun einmal keine Verbindlichkeiten. Deshalb wird auch der gelehrte und wohlmeinende Graf Giovanelli zu Trient hart angelassen, weil ihm eines Tages die schriftliche Aeußerung entfahren, die Trientiner hätten nichts von den Deutschen angenommen als ihr arbeitsames Leben und die unendliche Geduld in der Bebauung des Bodens — während doch die Arbeitsamkeit eine italienische, eine sehr italienische Tugend (*virtù italiana, italianissima*) sei, und daher nie einen Einfuhrartikel habe bilden können. Für all das Harte was hier dem deutschen Liebhaber italienischer Lecture geboten wird, findet sich fast nur einmal der Schimmer eines Entgegenkommens, wenn nämlich als eine Auszeichnung ge-

rühmt wird, daß die Trienter bei der seltenen Gelenkigkeit ihres Ingeniums sich die deutsche Sprache so sehr anzueignen wissen, daß man sie nach ihrem Accente für geborne Deutsche halten müsse, aber auch dieser eingebornen Anlage scheint der Geschichtschreiber für seine Person entzagt oder wenigstens doch den unheiligen Gebrauch seiner deutschen Sprachkenntniß möglichst gemieden zu haben. Nur wer sich zu römischer Sprache erhoben hat, steht eigentlich auf gleichem Fuße mit ihm, daher auch Velsero, Rescio, Inderbacchio (Welsler, Resch, Hinterbach) und ein paar andere Deutsche hin und wieder als Gewährsmänner auftreten, aber nur selten, höchst ausnahmsweise Ormajero und Rosmanno (Hormayr und Roschmann). Auffallend möchte es dabei scheinen, daß später, nachdem die ersten Jahrhunderte der Barbarei vorüber sind, Stadt und Volk von Trient mit Stolz und Nachdruck lombardisch genannt werden; doch läßt sich dieß ohne viele Schwierigkeit erklären.

Auch von Fanatismus haben wir oben gesprochen, und es scheint uns dieses Wort keineswegs zu hart, wenn wir z. B. die Klage lesen, daß sich die deutschen Bewohner des Trentino bis zur Stunde nicht italianisiren wollten — eine Klage, welche die Binschgauer und Pusterer um so seltsamer ansprechen dürfte, als sie in ihrer Befangenheit Gott täglich danken, daß sie nicht so elend zu leben brauchen, wie die Wälschen. Nur aus der übermächtigen Gewalt der deutschen Grafen von Tirol und ihrer Keisigen sei es zu erklären, daß sich die Bewohner des obern Trentino niemals italianisiren konnten — ein Umschlag zu dem sie doch der italiische Himmel, die Bedürfnisse der Civilisation und des Verkehrs längst aufgefordert und gerufen hätten. Aber

trotz alle dem hätten sie weder Gesichter (!), noch Manier, noch die Sprache abgelegt, weil sie Herren der Italiener seien und Brüder der transalpinischen Deutschen, welche mächtiger als die Italiener. „Denn wenn das Glück diesen so gewogen gewesen wäre, daß sie umgekehrt die Deutschen bezwungen hätten, so würden die cisalpinischen deutschen Colonien in kürzester Zeit sich italianisirt haben, und der Natur wäre menschlicher Zwang gewichen.“ Wird schon sein! sagt der Tiroler in solchen Fällen; uns aber scheint aus derlei Reden gleichwohl etwelche nationale Befangenheit entgegenzuwinken; denn wenn auf einer Seite als Auszeichnung gerühmt wird, daß die Trentiner noch bis zur Stunde italianissimi geblieben seien, trotz der Bestrebungen, die man zu allen Zeiten aufgeboten, sie zu germanisiren, so sollte man auf der andern Seite den wackern Leuten an der Etzsch und am Eisack nicht das zum Vorwurf machen, was in Trient eine Tugend ist.

Indessen kommen solche kleine Vergehen gegen die Billigkeit bekanntlich auch an andern Orten vor, und die Deutschen haben Zeit genug gehabt sich daran zu gewöhnen. Auch ist Frapporti nicht überall gleich streng. Viel gütlicher zeigt er sich z. B. gegen Franz Resch, den gelehrten Geschichtschreiber der Kirche zu Seben und Brigen, „einen Deutschen der in Italien geboren war, ohne daß er es je gemerkt,“ und der zur milden Ahndung für diese seine Unbewußtheit lediglich il buon Rescio, der gute Rescio, genannt wird, wogegen einige adelige Familien des Trentino, die, schlimmer als Resch, ihre Nationalität nicht verkannt, sondern verläugnet, um vieles schärfer angesehen werden. „Kund und zu wissen sei es unsern Brüdern in

den andern Provinzen Italiens," ruft der Geschichtschreiber von Trient, „daß nicht alle die barbarischen Geschlechtsnamen der Trientiner eines deutschen Ursprunges, sondern nur der Unterwürfigkeit oder andern Familienrückichten zu Liebe aus dem schönsten italienischen Gepräge germanisirt worden sind. So hat man aus den Namen Tono, Sporo, Corredo, Firmiano, Clesio, Cuneo, Arsio und andern ähnlichen ein Thun, Spaur, Coreth, Firmian, Cles, Kuen, Arz oder Arzt oder Arz gemacht, also daß es eine höchst schwierige Sache geworden ist, nur zu errathen, wie sie auszusprechen und zu schreiben. Auf solche Art haben diese Familien ihre so schönen italienischen Namen in scheußlichster Weise (*brutissimamente*) zu deutschen entstellt.“ Hier werden wir also auf eine Erwerbung hingewiesen, die nicht allgemein bekannt ist, und insofern wollen wir es auch nur als eine Herstellung des Gleichgewichts ansehen, wenn Frapporti den Grafen Gebhard von Hirschberg euphemisch und euphonisch einen Gebardo di Montecervo oder den Brigener Bischof Bruno von Kirchberg Brunone di Montechiesa nennt, und wenn auch andern ehrentwerthen deutschen Familiennamen eine ähnliche Verklärung zugeht. Glücklicherweise kann der begeisterte Trientiner beifügen, daß obige Apostasie keinen großen Schaden gestiftet; es sei vielmehr zu verwundern, wie der Dialekt von Trient, der von deutschen Wörtern stroken zu müssen scheine, doch nicht mehr als dreißig¹ angenommen habe, *tanta è l'eccellenza e la purità di questo dialetto meritamente terzo fra gli italiani.* — Das soll seiner

¹ Nach Chr. Schneller (Die romanischen Volksmundarten in Südtirol) sind es allerdings ungleich mehr.

Zeit etlicher befangener Landsleute wegen zum gesonderten Nachweis kommen. Dabei wird wahrscheinlich auch bewiesen werden, was wir jetzt schon vermuthen, nämlich, daß die Trientiner ihr Fraila (Fräulein), ihr Auschenet (Hausknecht), ihr Wagerle, ihr Tisler, Slosser und andere Handwerksnamen unborsichtiger Weise von uns genommen, wie sich ja auch neben ihren grotesken Taufnamen, ihren Cäsarn, Scipionen, Calpurniussen, ihren Lucretien und Cornelian unsere lebensfrischen tirolischen Maidele, Rosele, Seppelle, Hansle (Ansele) in den Schooß ihrer Familien hineingeschmeichelt haben.

Frapporti's Buch konnte billigertweise von Salurn an aufwärts nicht der freundlichen Anerkennung entgegensehen, die ihm unterhalb des Abisio zu Theil wurde. Man hat von deutscher Seite aus manches erwidert. Einer der germanischen Gegner sprach damals sogar sehr bitter von der Monomanie des Romanisirens, vermöge welcher sich die zahlreiche Partei, deren Haupt Frapporti sei, unermüdllich bemühe, den trockenen Boden vorfindstuthlicher Geschichte bis zu dem Schlamm der Völkertwanderung zu sondiren und mit beliebiger Deutung der dunkelsten Stellen schlechtunterrichteter Classiker, wie auch mit dem leichtfertigen Haschen nach italischen Gleichklängen in Namen den Grundsatz aufzustellen, ganz Tirol bis zum Brenner und darüber hinaus sei gut römisch und alle Bewohner römische Abkömmlinge, denen das deutsche Barbarenthum nur aufgedrungen worden, die man also zu einem dereinstigen panitalischen Reiche nicht laut und oft genug *anticipando* reclamiren könne.

Wir glauben, die Frage ließe sich entscheiden ohne

beliebige Deutung der dunkelsten Stellen schlechtunterrichteter Classiker zu Hülfe zu nehmen. Man dürfte beispielsweise nur an die provinciales Romani denken, welche zu Theodorichs Zeiten die Bewohner des gothischen Rhätiens waren. Indessen ist dasselbe Ergebnis ohne alle Bücher zu gewinnen, ohne alle zweideutigen und unzweideutigen Citate. Es ist nämlich eine wenig beachtete, aber gewiß sehr viel enthüllende Wahrnehmung, daß die Erde, die grüne Flur, das braune Gestein, der weiße Fernerbach in den rhätischen Alpen ihre eigene Sprache reden. In der That, die Wiesen und Aecker, die Felder und Wälder, Fels und Berg, Quell und Strom, das spricht im conservativen Gebirg noch immer die alten Laute fort, die es einmal vor langen Jahrhunderten von den früheren Bewohnern erlernt hat — eine Sprache, die der Landmann, dem sie zur Verwahrung anvertraut, als historisches Fideicommiss fast unberührt auf Kinder und Kindeskinde vererbt — deren alte Klänge zwar leise flüsternd an Ort und Stelle vernommen werden, aber nicht in die Studirstuben hineinschallen. Um der Sache näher zu kommen, wollen wir uns nun einbilden, wir seien eines schönen Herbstabends in einem reizenden Thalgebirge am Eisack oder an der Etzsch angekommen, zu Brigen etwa oder zu Klausen, zu Bozen, zu Meran, zu Schlanders oder zu Mals, und wir gehen hinaus um an den Halden herum zu lustwandeln und fragen dabei die Leute, die uns begegnen, nach den Namen der Dinge, die wir um uns sehen. Und da wird uns denn der tirolische Landmann mit willfähriger Freundlichkeit berichten, dieses sein Wieslein heiße Pradell, jener große Anger heiße Pragrund, eine andere Wiese

Bradefond, eine dritte Braderif, eine vierte Blandesott, jenen Acker nenne man Tschamplöng, diesen Tschampeleit, die Quelle heiße Funtanell, das Haus daneben Kasleid, der Steg darüber Buntleit, und der Fels, wo sie entspringe, Peterschell. Wenn uns nun diese Namen im Speßart oder im Böhmerwald begegneten, so wäre das gewiß sehr räthselhaft, aber hier wo die Romanen schon über den nächsten Bergen wohnen, bleibt wohl nichts anderes übrig, als ohne alles Wagniß in Bradell ein pratello, in Pragrand ein prato (prà) grande, in Bradefond ein prato del fondo, in Braderif ein prato del rivo, in Blandesott ein plan di sotto, in Tschamplöng ein campo lungo, in Tschampeleit ein campeletto, endlich in Funtanell, Kasleid, Buntleit, Peterschell ein fontanella, caseletta, ponteletto, petrisella zu sehen.

Wollte man nun aber sagen, das komme alles von einem vorübergehenden romanischen Sturme, der in dem Aprilentwetter der letzten römischen Kaiserzeit über das Land gefahren, so wird der Unbefangene gewiß erinnern, daß den Samen, der so tief in Grund und Boden eingewachsen ist und auf Jahrtausende Wurzel geschlagen hat, kein vorübergehender Säemann ausgeworfen, daß vielmehr Jahrhunderte an diesem romanischen Neze spinnen mußten, bis es mit ununterbrochenem Garne über dem ganzen Süblande lag. Auch dürfen wir nicht zugeben, daß die frühere Sprache beim Einfall der Deutschen jählings verflungen sei, denn wenn sich auch der romanische Faden an den interessanten Persönlichkeiten des Nobilis Romanus Dominicus, des Breonensers, der zur Zeit als der heilige Corbinian starb (730), im Innthal lebte, und des Quartinus, des Preg-

nariers, der im Jahr 828 mit Beziehung romanischer Zeugen dem heiligen Candidus zu Innichen Schenkungen machte, und dessen muthmaßlicher Veltervater auf einem römischen Grabstein zu Mauls unter demselben Namen auftritt — wenn sich auch an diesen beiden Männern der romanische Faden nur in lokaler Beschränkung und auch so nur bis in die Zeit der Karolinger fortziehen läßt, so zeigen doch viele jener Namen eine Form, die man ohne Bedenken für noch jünger halten darf. Denen aber, die solche Erscheinungen nur bei den nächsten Anwohnern der Romanen finden möchten, müssen wir entgegenen, daß noch vier Stunden nordwärts von Brigen der Puntleitersteg über den Eisack geht, und daß nicht weit von Sterzing, da wo man über den Jaufen zieht, eine einsame Sennhütte am Fichtenwalde, die Gastpeneider Almhütte (casa di pineto, Kas d' Beneid), noch zur Stunde durch ihren Namen verbürgt, daß unter ihrem Schindeldache vor Zeiten Butter und Käse beim weichen Klang romanischer Alpenlieder bereitet wurden. ¹

Gehen wir indessen wieder ins Etschland zurück. Heutzutage ist nun aber dieses durch und durch germanisirt, und es entsteht daher die Frage, wem verdanken wir die Aneignung des schönen deutschen Südländes? Jedenfalls müssen Einwanderungen deutscher Stämme von Norden her stattgefunden haben. Diese Einwanderer lassen sich aber noch zur Stunde ohne Schwierigkeit erkennen — es

¹ Seitdem hat sich allerdings herausgestellt, daß die romanischen Ortsnamen nicht bloß bis an den Brenner gehen, sondern daß sie sich auch im Oetzthale, im Zillertthale und sogar im Aghenthale sehr häufig finden. Siehe Drei Sommer in Tirol. Zweite Auflage. I. 157. 256. II. 109.

sind keine andern als die kräftigen hochgewachsenen blau-
 äugigen Männer aus der engen Schlucht von Passierer,
 aus dem trauben- und kastanienreichen Burggrafenamte
 um Meran, die Männer von Ulten und von Sarntal,
 alle zusammen ein Schlag, der an äußerer Schönheit und
 an innerer Kraft unter allen Bauerschaften Germaniens
 preiswürdig hervorleuchtet.

Wir haben also in der Gegend von Meran um die
 rätische Burg Tirol einen Herd gefunden, ein Haupt-
 quartier, von dem wir, das Wipp- und Pustertal etwa
 abgezogen, die Germanisirung von Südtirol ausgehen
 lassen dürfen, obgleich auch in diesen Ursitzen des südtirol-
 ischen Deutschtums die Germanen noch lange Zeit fried-
 lich mit Romanen zusammengewohnt haben mögen. Von
 dorthier zogen nach alter Ueberlieferung die Sarnthaler in
 das Gelände ein, das sie jetzt bewohnen, von dorthier,
 scheint uns, zog die deutsche Sprache auf die Hochebene
 von Castelrutt und Deutsch-Nowen, so wie auf die Neben-
 hügel von Kaltern und Tramin, wo zwar deutsche Männer
 in früheren Jahrhunderten lege longobardica lebten, aber
 doch die völlige Germanisirung nicht vom Longobardenland
 herauf, sondern wohl von oben hinunter gekommen sein
 mag. Von dorthier sind ferner die Deutschen von Bergine
 ausgegangen, die Urbäter der Mocheni und die Männer,
 die sich auf den rauhen Höhen der sieben Gemeinden nie-
 derließen.¹ Von dorthier lernten also auch das Binschgau

¹ Dieser Ansicht ist jetzt, wie schon oben bemerkt, eine andre gegenüber-
 getreten. Professor Felix Dahn hat nämlich, gestützt auf einen Geographen
 des zwölften Jahrhunderts, der die Meraner Gothen nennt, für die Me-
 raner Bauern, die Passierer, Ultner und Sarner gotthische Abkunft in Anspruch

und seine Seitenthäler ihre jetzige Sprache, und an der Etzsch wuchs sie, bojoarisch wie sie war, hinauf bis an die Malser Haide, bis wo jetzt die schwäbischen G'höter wohnen.

Wenn übrigens der Garten und die Blume des deutschen Volksthum's jenseits der Alpen im Burggrafenamt erblühte, so ist es begreiflich, daß einzelne deutsche Schößlinge schon in den ersten Zeiten auch in das romanische Gebiet hineinrankten. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß von der Burg zu Buchenstein an, die hinter Enneberg fast schon im benedischen Gebirge liegt und mit italienischem Namen Castel d'Andrazzo genannt wird, bis auf das Schloß zu Hohen-Balken bei Comvir im stockromanischen Hochthal am bündnerischen Vorderrhein die ritterlichen Besten und Burgen, ganz unabhängig von der Sprache, welche die Landleute sprachen oder sprechen, zum größten Theil deutsche Namen tragen. Demnach ist es erlaubt, in manchen Gegenden die alten Burgställe und die Gehöfte der Dienstleute als die ersten Dasen zu betrachten, von denen aus sich das frische Grün des deutschen Wesens über die verwelkten Romanen verbreitete, obwohl es mitunter nicht die liebevollsten Hände waren, welche diese Auffrischung besorgten.

Die Zeit der Germanisirung ist freilich nach Lage und Zusammenhang der verschiedenen Thalgelände sehr verschieden gewesen, und in bestimmte Jahrzehnte wird sie

genommen und die Deutschen in den benedischen Gemeinden und in der Waljugana sind nach neueren Quellen ohne Zweifel von den Longobarden abzuweisen. Was die Gothen betrifft, verweisen wir auf die Herbsttage S. 159 ff.; über die Longobarden werden wir später, namentlich in den Capiteln „das Deutschtum in Wälschland,“ eingehender sprechen.

sich wohl kaum irgendwo verlegen lassen. Immerhin würde eine tirolische Sprachkarte etwa aus dem elften Jahrhundert ein sehr buntes Bild bieten: deutsche Farben in zahlreichen Einsprengungen, und zwar viel umfänglicher als jetzt, noch weit unter Salurn hinunter bis in die Mark Verona und bis Vicenza, wälsche Farben dagegen mit jenen vermischt, bis an den Brenner (und bis an den Achensee); der Burgfrieden von Schloß Tirol mit dem Passeier, mit Ulten und Sarntal, dann das Pustertal, das von den Slaven wüste gelegt und von den Bojoaren neu bevölkert worden war, als zwei große deutsche Sprachinseln, die aber noch nicht ganz gesäubert sind, in Nals und Eppan, im Eisackthal und allen seinen Nebenthälern, in Binschgau, Stanzertal, Paznaun und halb Vorarlberg das Landvolk noch romanisch, die Burgen und ihre Vorflecken deutsch, die Städte gemischt, Brigen überwiegend deutsch, aber Trient noch lange nicht ganz wälsch, denn das erste Stadtrecht von Trient aus dem vierzehnten Jahrhundert war, wie auch Frapporti ehrlich eingesteht, in deutscher Sprache abgefaßt. In Bozen mögen sich dazumal beide Sprachen die Wage gehalten haben. Zwar will Pincio, der im sechzehnten Jahrhundert schrieb, behaupten, daß hundert Jahre vor seiner Zeit diese Stadt noch ganz italienisch gewesen, allein diese Behauptung ist nicht glaublich, weil schon viel früher und zwar in reicher Anzahl deutsche Bürger zu Bozen urkundlich vorkommen, unter welchen wir nur den ehrenwerthen *Roprechtus Schusel-spularius* aus dem Jahr 1315 anführen wollen, der sich unschwer als ein deutscher Ruprecht Schlüsselspüler erkennen läßt.

Aus all diesem geht nun leider hervor, daß wir auf Seite der Italiener stehen, und ungefähr die nämliche, eher noch eine schlimmere Meinung hegen als die, welche Giuseppe Frapporti, der Trientiner, behufs der Verherrlichung seines Trentino aufgestellt, da wir mit demselben insofern übereinstimmen, als wir eine der Völkerwanderung vorhergehende völlige und stellenweise noch durch Jahrhunderte fortbauernde Romanisirung, nicht nur bis an den Brenner, sondern bis an die bayerischen Alpen annehmen. An seiner Art der Beweisführung möchten wir uns freilich nicht betheiligen, denn „die heiligen natürlichen Gränzen“ wollen uns hier so wenig beweisend dünken als am Rhein, und den Eifer, welchen der wälchtirolische Geschichtsforscher sonst noch für Zubereitung und Herrichtung der alten Quellen aufgeboden, hätte er sich vielleicht ganz ersparen können, da Graf Benedict Giovanelli schon vor bald zwanzig Jahren viel eindringender dargethan hat, daß Trient eine Stadt der Rhätier gewesen, so daß man nach dem Recht der Wiederbergeltung das Strafverfahren, das wir oben gegen Franz Resch, den Brigener, angewendet sehen, am Ende auch gegen seinen Richter kehren und sagen möchte, er sei in Rhätien geboren ohne es zu merken, der gute Frapporti!

Nun sind aber die Tiroler mit so ganzem Herzen deutsch, daß sie solche wälche Genealogien für ruchlose Kezerei halten und dadurch fast verlegt werden. Viel besser kömmt man noch mit dem Keltenthum durch, doch trauen wir leider demselben gerade in diesem Lande wenig Halt zu, und möchten ihm höchstens an den Gränzen etlichen Einfluß einräumen. Was aber unsern Romanismus betrifft, so

erinnern wir zur Entschuldigung, daß es sich hier nicht um Gegenwart oder Zukunft handle, sondern um den Zustand wie er etwa in den ersten anderthalb Jahrtausenden nach Christi Geburt gewesen, um einen Zustand, an dem wir in unsern Tagen durch allen Patriotismus nichts mehr ändern können, und dessen Beschaffenheit wir uns gefallen lassen müssen, wie sie immer auch gewesen sein mag. Auch liegt das Anziehende gerade darin, daß die Germanen sich in das neue Land nicht breit und schwerfällig hineingelegt, die Romanen zertreten, zermalmt und ausgemerkelt, sondern daß anfänglich nur eine zarte Einsprizung ihres edlen Geblüts durch die Thaladern der etschländischen Alpen lief, nur ein dünnes Brunnlein, das aber vermöge der innern Vortrefflichkeit eine heilsame Wunderkraft verübte, und ohne an dieser Kraft zu verlieren, sich immer weiter ausbreitete — daß von Anfang an nur wenige deutsche Gefolgshaften sich jenseits des Brenners niederließen, diese aber durch ihr überlegenes Naturell die Nachbarn zum Deutschthum heranzogen, den verkommenen Römlingen Sinn für Ehre und Freiheit beibrachten, allem Leben, allen Sitten und Gebräuchen, allen Rechten und Ordnungen ihren Typus aufdrückten, und so vereint mit allen Landesgenossen jenes stattliche Gebäude von Volksfreiheiten aufführten, dessen Erinnerung jetzt noch der Stolz Tirols ist. Wenn es sie aber verdrießen sollte, daß auf diese Weise mancher Tropfen unächten Blutes nicht abgeläugnet werden kann, so mögen sie zum Trost auf die andern deutschen Völker blicken, unter denen die wenigsten besser daran sind, die sich aber durch dieses Gebrechen des Stammhaumes nicht hindern lassen werden, ihre Carrière zu machen.

3.

Bisher haben wir zunächst nur von Romanen, von Bojoaren und Sueben, sohin von Völkerschaften gesprochen, welche zur Zeit noch auf tirolischem Boden neben einander wohnen. Nunmehr kommt aber auch noch eine völlig untergegangene Nationalität anzuführen, nämlich die slavische. Die karantanschen Slaven oder Wenden brachen im letzten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts aus Kärnthner herein; Paul Warnefried erzählt von den langen und blutigen Kämpfen, die sie im Pustertal, an der Drau und Trient mit den Bojoaren unter den Agilolfingern gefochten. In jenen Tagen war einmal die Gränze zwischen Bojoaren und Wenden für lange Zeit bei Anras, vier Stunden oberhalb Trient (ad rivolum montis Anarasi [770]). In der That scheinen sich auch im Hauptthal die Letztern bleibend nicht weiter angelegt zu haben; wohl aber stiegen sie seitwärts an der Isel hinauf bis an die Schneeberge, welche jenseits ins Ahrntal hinunterreichen. Dort und im Birgen- und Telferedertal finden sich noch die Dörfer, die sie bewohnt haben, wie Staniska, Mierniz, Gößnitz, Eischnitz, Lasnitz, Jobelnitz, Feistritz und andere slavischen Namens. Auch Windischmatrei erinnert noch an sie. Die Sprache selbst ist längst verklungen; doch weiß niemand zu welcher Zeit.

In den un deutschen Ortsnamen Tirols steckt aber auch noch eine ganz eigene Familie, welche auf romanisch nicht erklärt werden kann. Es sind Namen wie Mauls, Sils, Tils, wie Wattens, Terfens, Uderns, Belthurns, Tifens, Tagufens, Schluderns u. s. w. Man sieht beim ersten

Blick, daß sie aus einer andern Sprache stammen müssen, als aus jener, welche uns Pradell, Puntleit und Fontanell (pratello, ponteletto, fontanella) geschenkt. Welches war aber diese Sprache?

Es scheint hier nur eine Alternative möglich: entweder war's etruskisch (rasenisch), wie Livius von Padua, der Nachbar der rhätischen Alpen, versichert, und wie auch mancher Fund aus dem Boden anzudeuten scheint, oder keltisch, wie manche Neuere wollen. Zur Entscheidung dieser Frage scheinen nun besagte Namen vollkommen auszureichen, denn wenn auch viele davon sehr abgeschliffen sind, so klingen doch wieder andere so rein und unverborgen, als kämen sie eben erst aus ihrer sprachlichen Werkstätte. In jüngster Zeit ist daher auch versucht worden, mit diesen Namen zunächst jene andern zusammenzuhalten, welche uns die Inschriften altetruskischer Grabmäler aufbewahrt, eine Mühewaltung, über die wir uns gern auf den Wunsch beschränken, daß kritische Nachwerke und sorgsame Abschleimmungen aus den Stufen dieser ersten Schürfung zuletzt etwas reines und brauchbares Erz zu Tage fördern und die Frage lösen mögen, ob die Etrusker wirklich, wie Niebuhr angenommen, aus den Alpen an die Tiber hinabgestiegen, und ob der etruskische Tempel in der That, wie Leo v. Klenze behauptet, das rhätische Bauernhaus sei. Wir erwähnen hier nur der Vollständigkeit willen, daß jene Nomenclatur von manchen, insbesondere von jenen, die keine fremde Mischung im deutschen Tirol zugeben wollen, für altdeutsch, für sehr altdeutsch gehalten wird. Nun wäre es aber, wie ein gelehrter Freund behauptet, doch ein seltener Umstand, daß die Alt-

deutschen jenseits des Scharnizwaldes ihre Dörfer Gufidaun und Albeins und Gargazon benannt, dießseits aber Dingolfing und Erding und Plattling? An die Gothen hat man dabei wohl auch gedacht, aber aus den ruhmreichen Zeiten Dietrichs von Bern ist in Deutschtirol vielleicht kein Klang mehr übrig als etwa Goffensaß, ehemals Gozzenfasse, der Gotheniß, ein Dorf am Brenner, unter denselben Breunensfern angelegt, deren Zügelung der Bogt von Verne seinem Herzog an der thätischen Mark, Serbatus, so sehr ans Herz gelegt hat. An diese durch uralte Eisenerwerke ausgezeichnete Dorfschaft dürfte vielleicht auch eher als an den Kaukasus zu denken sein, wenn in der deutschen Heldensage, die tirolischer Localitäten so oft Erwähnung thut, der Berg Gökelfas, Geikeifas, Gloggenfachsen u. s. w. genannt wird, allwo einst König Elberich und Wieland, der Schmied, mit einander Schwerter schmiedeten.

Die nähere Betrachtung der Ortsnamen und ihrer Fundorte verbreitet über die frühere Vertheilung der Bewohner manches willkommene Licht. Wenn wir z. B. wahrnehmen, daß im ganzen Binschgau, von Meran aufwärts bis an den Haidersee, alle Dörfer und Flecken bis auf drei oder vier vorromanische Namen tragen, so ergibt sich daraus, daß dieselbe Anordnung der Ortsschaften, wie sie heutigen Tages besteht, bis in die Zeiten der alten Venosten hinaufreiche. Wenn wir dagegen im Dekthal etwa von Umhausen an aufwärts gehen und über Winkel, Au und Ried nach Lengenfeld, über Huben, Gruben, Sölden nach Zwieselstein gelangen, und auf dem ganzen Weg weder romanische noch vorromanische Klänge hören oder erfragen können,

während sie doch am Eingang des Thales und am Innstrom hin und her nicht selten, so bedeutet dieß, daß in römischer Zeit das Thal noch unbewohnt gewesen und vor der Völkerwanderung keine menschlichen Ansiedelungen darin errichtet worden seien. So ist es auch mit dem innern Zillertal und mit dem untern Theil des Paznauns, und wie im Deßthal, so sprechen auch in diesen beiden Thälern die Sagen von Seeegewässern, welche einmal da flutheten, wo jetzt die Dörfer stehen. Im Deßthal, im Zillertal und im Paznaun aber finden sich in den innersten Gründen, am Eis der Ferner, um den Ursprung der Thalbäche wieder romanische Namen — eine auffallende Begegnung, da man sich kaum denken mag, daß die ersten Einwanderer durch See und Sumpf und Wildniß sich viele Stunden weit hinaufgearbeitet, um auf den winterlichen Höhen von Bent und Dug und Galtür ihre Hütten zu bauen. Es eilt aber auch da allenthalben die Sage zu Hülfe, welche die Urcolonisten nicht von unten herauf, nicht dem Bach entlang, sondern von rückwärts über die Fächer und die Ferner kommen läßt. Diese Ueberlieferung ist um so glaubwürdiger, da der uralte Zusammenhang dieser Innerthäler mit den Leuten jenseits des Joches zum Theil noch bis in unsere Tage lebendig geblieben, zum Theil wenigstens noch historisch bekannt ist. Daß die Galtürer und Ischgler im Paznaun vor Zeiten in die Kirchen des Engadens pfärrig waren, ist jetzt noch nicht vergessen. Wir fügen auch noch bei, daß die einsame Alpengemeinde Bent, die zuhinterst im Deßthal liegt, obgleich durch die schauervolle Wüstenei der Ferner vom Etzhland getrennt, bis in unser Jahrhundert herein ins Gericht nach Castelbell im

warmen Binschgau und in die Pfarre nach Unser Lieben Frau zu Schnals, und daß die Hinterburger nicht zum Zillertal gehörten, dem ihr Bach zuläuft, sondern in Gericht und Pfarre übers Joch nach Matrei im Wipptal, wohin sie im Winter, wenn jenes etwa nicht zu befahren, fünfundzwanzig Stunden zu gehen haben. Ebenso ist es mit den ehemals un deutschen Alpenbörschen in den Seitenschluchten des Lechthales, mit Madau am Parsferbach, Gramais am Parsallerbach, Bschlabs am Parzinerbach — sie sind theils jetzt noch bergüber dem fernern Inntal zugethan, theils erst in diesem Jahrhundert davon getrennt worden. Ähnliches begegnet uns im romanischen Thal von Enneberg, wo die Sage die erste Einwanderung gleichfalls nicht vom Buxterthal hereinkommen läßt, sondern über das Gröbnerjöchel und den uralten Hof Nubatsch am grünen Büchel bei Colfusch, als die erste Ansiedelung bezeichnet. Die gleichen Erscheinungen treten in Graubünden und in den Bergen um den Monterosa auf und sind dort auch schon von bedachtsamen Wanderern hervorgehoben worden. Das Gedächtniß einer frühern Bevölkerung lebt dann da und dort noch in der Ueberlieferung fort, die sie als Wilde kennt, welche das Christenthum nicht annehmen wollen, oder als grimmige Riesen, welche die neuen Capellen niedertwerfen. So weiß das Enneberger Thal noch von seinen Salvangs, seinen Wilden, zu erzählen, die in Klüften wohnten und von der Jagd und Kräutern lebten, zwar Niemand wehe thaten, aber sich an denen, die sie neckten, grausam rächten. Auch die vorarlbergischen Dammiser sagen ja noch von den Wilden, die, als die ersten Walser kamen, am „Brand“ ihre Heimath hatten. Eine

ansehnliche Haushaltung schlimmer Riesen saß auf der Burg Tirol und langte aus dem Horst mit langen Armen herüber, um die kaum erstehenden Mauern von St. Peters Kirchlein einzureißen. Den innthalischen Riesen Thyrsus hat der starke Gaymon am Thyrsenbad bei Zirl erschlagen, eine Waffenthat, zu deren Sühne er das Kloster Wilten baute. Auch im Schloß zu Greyerz hausten einst die Riesen; ebenso war das Einsisch- und das Eringerthal im Wallis vordem ihr Besizthum, und im Kalbeufertal hinter Pfäfers gräbt man noch jezt zuweilen ihre Knochen aus.

Und nun wollen wir schließen. Wir würden uns freuen, wenn es gelungen wäre, sachverständige Männer aufmerksam zu machen, wie in den rhätischen Alpen, wo ja auch der Schlüssel für die neuere Geognosie gefunden wurde, noch manches Lichtchen leuchte, das vielleicht auf die dunkeln Gestaltungen uralt-italischen Völkertwesens, gewiß aber auf die mittelalterlichen Stammverhältnisse in den deutschen Südmarken einen erwünschten Schimmer werfen könnte. Es ist erfreulich, zu bemerken, daß die tirolischen Geschichtsfreunde Fleiß und Mühe mehr und mehr der Betrachtung des nationalen Werdens zuwenden, und neben den Urkundenforschungen auch jenes Material, so nicht in den Archiven liegt, sorgsam und liebevoll sammeln. So sind denn bereits mehrere Monographien über einzelne Thäler vorhanden, welche uns zu obiger Darstellung dankenswerthe Züge lieferten. Im Gebirge steht jedes Thal für sich, jedes hat seine eigene Geschichte, seine eigene Sprachnuance, seine eigene Tracht, seine eigenen Leute, seinen eigenen Lebenswandel. Diese einzelnen Sonderphysiognomien sollten nun allmählich alle treu und sorgfältig gezeichnet, es sollten

zur Zeichnung und Färbung des Bildes die Stimmen der Vorzeit, die Sprache der Flur, die Wanderungsfagen, die andern Mythen und Mähren herbeigezogen, der physische Schlag der Bewohner, ihre Mundart, der Bau ihrer Kirchen, ihrer Häuser, die Art ihres Lebens, ihre Sitten und Gebräuche, ihre alten Rechte und Gewohnheiten, auch ihre Tracht verglichen, und so der Schluß aus der Gegenwart auf die Vergangenheit ermöglicht und umgekehrt aus dieser jene erklärt werden. So würde sich wohl zeigen, daß das Land um König Laurins Rosengarten noch manchen Edelstein, manch historisches Kleinod verbirgt. Aus allen diesen gesonderten Arbeiten aber würde sich zuletzt in Verbindung mit der documentirten Historie die Geschichte zusammenstellen lassen wie aus Rhätiern und Romanen, aus Gothen, Longobarden, Bojoaren, Sueben, sogar aus karantaischen Slaven, wie aus diesen verschiedenen Bestandtheilen das schöne und wohlklingende Erz zusammenschmolz, das jetzt als deutschtirolisches Volksthum vor uns liegt.
